

## MUTTER UND TOCHTER

Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie (1899)

## I

Der Kammerdiener: immerfort seinen großen Schmerz, seine tief aufregenden Schicksale als etwas Subalternes empfindend.

Dem schlechten, teuflischen verstorbenen Grafen, der Gräfin, seiner Geliebten, der jungen Gräfin, seiner Tochter, so gebunden gegenüberstehend. Dabei erhält er das ziemlich bedrohte Vermögen. Die Gräfin seit der Beziehung zu dem jungen Musiker nicht ohne einen Hang zur Phantasterei und Verschwendung. Des Kammerdieners Haltung gegen das Mädchen durchaus die des vertrauten Dieners, niemals etwas von Autorität, außer der, die ihm seine Treue im Haus gibt.

## II

Der Musiker: hat etwas Parvenühaftes, wenn er über Kirchenmusik spricht und über den Eindruck, den er damit auf den Hof usf. erzielen will. Er ist kein Künstler. Er hat einen erstaunlichen Willen, ihm ist vor allem um den Erfolg zu tun.

Was die Mutter verführt hat, ist eine gewisse jugendliche Härte in seinem Wesen. Er ist gleich neidisch, eifersüchtig, bedacht, wen er kann, zu demütigen. Ist imstand, der Mutter ihren alternden Hals vorzuwerfen. Die Mutter ist ein Geschöpf mit grauendem Haar, voll Güte und Süßigkeit, wie jetzt die Duse. Sie wird von dem angezogen, der Macht hat, sie recht zu quälen.

## III

Die Tochter: aus einer Erziehungsanstalt der großen Welt mit einer vollkommen christlich-höfischen, sehr hochgespannten Weltanschauung zurückgekehrt. Verfährt sich in die Liebe zu dem Musiker am meisten dadurch, daß sie ihre Mutter ihm gegenüber äußerst verändert, fast demütig sieht. Sie gibt sich der einmal eingestandenen Liebesempfindung und ihren Konsequenzen mit derselben rücksichtslosen Energie hin wie früher dem Hochmut.

Die Gräfin	Abbé Sonnleithner	
Marie Thérèse	Netterl	
Xaver, der Kammerdiener	Fohleutner	} Bauern aus dem Dorf
Herr Castelli, der Musiker	Zehetner	
-----		

## IV

I. Akt. Mutter bringt, um sich das Zusammensein zu erleichtern (vor dem Kammerdiener zu maskieren), den Musiker in immer größere Intimität mit der Tochter. Sie speisen jetzt zu drei. Die Tochter (zu dem Musiker hingezogen parallel zur Mutter) hochmütig, voll Bewunderung der Mutter, erfährt im II. Akt, daß der Diener ihr Vater ist. Nun bricht ihre ganze aristokratische Weltanschauung zusammen (sie hat immer sehr viel von dem toten Vater phantasiert), und sie entschließt sich, der Mutter alles zu gestehen. Die Mutter erfährt hieraus das falsche Spiel des Musikers und entläßt diesen aus dem Schloß. Die Tochter nimmt das sehr schwer, findet, sie ist zu weit gegangen (hat sich von diesem Menschen vor dem Kammerdiener küssen lassen): sie muß dem Musiker gehören. Mutter: Das ist unmöglich. Tochter: Wieso unmöglich? Da ich ja meinem Blut nach nicht von ihm getrennt bin? Da muß ihr die Mutter eingestehen, daß sie selbst etwas mit dem Musiker gehabt hat. Schlußszene: Gräfin und Kammerdiener, sich ganz aussprechend, an dem Bett der Tochter; diese selig: Papa! Mama! Beide umarmend.

## ZUM GEDÄCHTNIS

von

HERMANN BAHR

Zehn Jahre jünger als d'Annunzio, sechs als Claudel, stand Hofmannsthal beiden weder an ursprünglicher Begabung noch ihrer strengen Durchbildung nach: ihm fehlte bloß der dankbare Widerhall im Herzen der Nation. Deutschland, gar aber Österreich, entsinnt sich doch seiner Künstler immer erst posthum. Daß Hofmannsthal nicht bloß ein Dichter hohen Ranges, sondern dazu noch überdies ein geborener Redner war, dem bloß die Tribüne fehlte, blieb unverständlich; Dichter, Denker und dann erst nun auch noch selber Anwalt seiner Dichtung, Deuter seiner Sendung, das ging den Wienern weit über das gewohnte Maß. Sein vielspältiges Wesen, ja das Inkommensurable des Dichters, war ihm so schauernd bewußt wie vor ihm vielleicht nur noch Heinrich von Kleist. Hofmannsthals „Gespräch zwischen Balzac und Hammer-Purgstall in einem

Döblinger Garten“ sucht das Amt des Dichters durch ein mächtiges Gleichnis darzutun. Er läßt Balzac sagen: „Haben Sie eine größere Reise auf einem Dampfschiffe gemacht? Entsinnen Sie sich da einer sonderbaren, beinahe Mitleid erregenden Gestalt, die gegen Abend aus einer Lücke des Maschinenraumes auftauchte und sich für eine Viertelstunde oben aufhielt, um Luft zu schöpfen? Der Mann war halb nackt, er hatte ein geschwärztes Gesicht und rote, entzündete Augen. Man hat Ihnen gesagt, daß es der Heizer der Maschine ist. Sooft er heraufkam, taumelte er; er trank gierig einen großen Krug Wasser leer, er legte sich auf einen Haufen Werg und spielte mit dem Schiffshund, er warf ein paar scheue, fast schwachsinnige Blicke auf die schönen und fröhlichen Passagiere der ersten Kajüte, die auf Deck waren, sich an den Sternen des südlichen Himmels zu entzücken; er atmete, dieser Mensch, mit Gier, so wie er getrunken hatte, die Luft, welche durchfeuchtet war von einer in Tau vergehenden Nachtwolke und dem Duft von unberührten Palmeninseln, der über das Meer heranschwebt; und er verschwand wieder im Bauch des Schiffes, ohne die Sterne und den Duft der geheimnisvollen Inseln auch nur bemerkt zu haben. Das sind die Aufenthalte des Künstlers unter den Menschen, wenn er taumelnd und mit blöden Augen aus dem feurigen Bauch seiner Arbeit hervorkriecht. Aber dieses Geschöpf ist nicht ärmer als die droben auf dem Deck. Und wenn unter diesen Glücklichen droben, unter diesen Auserwählten des Lebens, zwei Liebende wären, die, mit verschlungenen Fingern, aneinandergelehnt, bedrückt von der Fülle ihres Innern, das Hinstürzen unermesslich ferner Sterne, wie sie der südliche Himmel in Garben, in Schwärmen, in Katarakten aus dem Bodenlosen ins Bodenlose fallen läßt, nur wie den stärksten, bis an den Rand des Daseins fortgepflanzten Pulsschlag ihrer Seligkeit empfänden — auch an diesen gemessen wäre er nicht der Ärmere. Der Künstler ist nicht ärmer als irgendeiner unter den Lebenden, nicht ärmer als Timur der Eroberer, nicht ärmer als Lukullus der Prasser, nicht ärmer als Casanova der Verführer, nicht ärmer als Mirabeau, der Mann des Schicksals. Aber sein Schicksal ist nirgends als in seiner Arbeit.“

Der Wiener hat in seiner Neigung zur Selbstironie die Gestalt des Herrn von „Adabei“ geprägt, des Mannes in allen Gassen, der nirgends fehlen darf, der überall mittun muß, und wenn wir gelegentlich Hofmannsthal mit diesem Spitznamen neckten, fand er sich lachend darein, versichernd, es sei das Amt des Dichters, seelisch überall dabei zu sein, in Höhen und

Tiefen, wohin eben das Glück oder Unglück ihn lenkt. Die Gefährten Hofmannsthals blickten nach der Zukunft, er aber holte sich gern bei der Vergangenheit Rat, bei Jean Paul, Eichendorff, Brentano, Hauff, Tieck, Hoffmann, Lenz, Stifter, aber auch bei Gotthelf und der Droste, vor allem aber immer wieder bei Grillparzer. Von ihm sagt er: „Eines großen Menschen Ruhm ist keineswegs einem Hort Goldes zu vergleichen, der gesichert daliegt, wofern nur welche darüber wachen, daß ihm nichts entfremdet werde — sondern ein solcher Ruhm ist selber ein lebendiges Geisteswesen; er ist ein Aufforderndes, ein edler beflügelter Teil des gesamten Volksgeistes, der sich als lebend meldet, um dem Ganzen in besondern Nöten zu Hilfe zu kommen oder es in erhabenen Zeiten freudig zu umschweben.“ Dieses „Auffordernde“, das nach dem Tode des Dichters die Nachkommen umschwebt, nicht verklingen zu lassen, darf auch Hofmannsthal von dem nachwachsenden Geschlechte heischen: es rüste sich, wenn nicht an Kraft, so doch an Sinn seiner wert zu werden.

Doch über dem Dichter dürfen wir den Meister deutscher Prosa nicht vergessen. Seit den Brüdern Grimm hat die Wurzeln deutscher Rede Hofmannsthal am innigsten gehegt. Er warnte davor, was uns überliefert wird, bloß historisch zu nehmen. „Denn“, sagt er, „wir sehen alles, was im geistigen Leben der Nation einmal wesenhaft hervorgetreten ist, für bleibend an und nehmen die Gegenwart zu hoch, als daß wir die noch greifbaren Schätze der Vergangenheit nicht in sie einbegriffen.“ Gerade die Vergangenheit war der Quell, aus dem Hofmannsthal sich immer wieder Mut zur Gegenwart und frischen Glauben an die Zukunft trank. Am Tage der Räumung Belgrads beschwor er die Gestalt des Prinzen Eugen herauf, um sich und das Vaterland im Glauben an sich zu stärken: „Dies Österreich ist ein Gebilde des Geistes, und immer wieder will eine neidische Gewalt es zurückreißen ins Chaos; unsäglich viel aber vermag ein Mann; und immer wieder, im gemessenen Abstand, ruft ja die Vorsehung den Mann herbei, von dem das Gewaltige verlangt wird und der dem Gewaltigen gewachsen ist.“ Wer aber hörte diesen Aufruf zur Tat? Im Reiche Franz Josephs war den Dichtern nirgends ein Lebensraum angewiesen, sie waren nicht rubriziert, schon dadurch schienen sie verdächtig; man wußte nicht, wohin mit ihnen. Daß der Dichter der geheimnisvolle schaffende Spiegel ist, der der Nation ihre Sendung zeigt, ja daß das Wort des Dichters in Gefahren zur Tat werden kann, war schon in den Zeiten

Grillparzers halb vergessen, Hofmannsthal fand den Dichter vom Leben der Nation ausgesperrt. Wie ganz anders wissen die lateinischen Völker sich ihrer Dichter zu bedienen, keineswegs bloß ästhetisch, sondern vor allem auch politisch, nicht bloß um mit ihnen zu prunken, sondern vor allem um ihre Kraft in nationale Lebensmacht zu verwandeln! Hofmannsthal war insgeheim d'Annunzio geistesverwandt, aber wie hoch trug den Fürsten de Nivoso die Zuversicht seiner Nation! Und wie klug weiß Frankreich den Ruhm Paul Claudels diplomatisch auszuwerten! Es ist der Fluch des hohen Hauses Habsburg, daß es, schon seit Rudolf dem Zweiten, der in den Sternen wohnte, gar aber dann seit der bösen lothringischen Blutmischung, die Kraft seiner Völker nicht mehr zu nützen weiß, ja vor ihnen, wie vor einer drohenden Lebensgefahr, scheu zurückschrickt. So bleibt es, seit Grillparzer, das Schicksal österreichischer Dichter, auch wenn sie berühmt werden, unerkant ihren einsamen Weg zu gehen. Dieser Gang wurde dem jungen Hofmannsthal noch dadurch erschwert, daß der Wiener sich einen richtigen Dichter ja nur auf Stelzen vorstellen kann, er liebt falsches Pathos. Damit konnte Hofmannsthal nicht aufwarten, ihm klang selbst echtes Pathos stets leise verdächtig. Und eben aus Furcht vor dem falschen geriet er zuweilen in den Verdacht, die stille Welt der Griechen „hysterisieren“ zu wollen. Davor hat ihn schon sein dauerndes Verhältnis zu Goethe bewahrt: „Klarheit und Einfalt“, die beiden Tugenden, die Goethe so hoch an der Antike schätzt, blieben ihm warnend zur Seite, wenn er auch freilich, vermeintlich nach der Antike segelnd, unversehens im Hafen des Barock landen mußte. Josef Nadler war der erste, der in Hofmannsthals Entwicklung, die man als Trieb zur Antike deuten wollte, den „Durchbruch des Barock“ erkannte. Nadler sieht im Werke Hofmannsthals den Ausdruck der „eigensten Wesenheit Wiens“, er schließt den vierten Band seiner Literaturgeschichte mit Hofmannsthal und sagt dann: „Wie tragisch-ironische Wahrworte schlagen die Aufschriften an. Gestern, Tor und Tod, Jedermann, Großes Welttheater. Dann stand die Stadt auf abgeräumter Bühne wieder einsam wie am ersten Tage.“

Von den üblichen Vorwürfen, mit denen der Wiener alles Unbequeme sich vom Halse schiebt, blieb auch Hofmannsthal nicht verschont. Er konnte nur auf den Höhen des Geistes aufatmen, und aus den Niederungen seiner Zeit floh er gern in unsere stolze Vergangenheit. Spott war sein Lohn, „Ästhet, Artist“! Aber er war schon auch eine sonderbare Abar: davon: ein hoffärtiger Artist, der sich nun aber auf der Höhe seines Ruhmes

die Mühe nicht verdrießen läßt, ein „Deutsches Lesebuch“ zu verfassen, eine „Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750 bis 1850“, sich dabei in der Vorrede noch förmlich entschuldigend, indem er sagt: „Wir sehen alles, was im geistigen Leben der Nation einmal wesentlich hervorgetreten ist, für bleibend an und nehmen die Gegenwart zu hoch, als daß wir die noch greifbaren Schätze der Vergangenheit nicht in sie einbegriffen.“ Diesen Worten hört ein unbefangener Leser eher den Ton eines Lehrers als eines Artisten an, der er nun aber, weil der stolze Schritt seiner Rede niemals in den Hundetrab der gemeinen Rede fiel, für den Wiener von literarisch überstrichener Geistesart ein für allemal blieb.

„Je tiefer sich der Geist mit den Problemen des äußeren Daseins eingelassen hat, desto stärker betrifft ihn das, was nun wirklich geschieht; denn indem er die Angelegenheiten der Epoche zu seinen eigenen gemacht hat, kann er sich auch den bitteren Folgen nicht entziehen, wenn er große Anläufe im Nichtigen verlaufen sieht, wenn er erkennt, wie unter einem übermächtigen Gewirr von Worten und unsicheren Begriffen sich das Lebendige, allein Anstrebenswerte leise wegstiehlt, wie nach einigen heftigen Zuckungen alles Wesentliche beim alten bleibt und nur jener Zauberhauch entschwinden ist, der früher das Kommende umwitterte.“ Aus diesen Worten spricht eine Reife des Urteils, die nur ein Ergebnis der Erfahrung, der Übung vieler Jahre sein kann: sie stehen in der „Studie über die Entwicklung des Dichters Victor Hugo“, die der junge Hugo von Hofmannsthal, Doktor philosophiae, der philosophischen Fakultät der Universität Wien überreicht behufs Erlangung der *venia legendi* für das Gebiet der romanischen Philologie. Es steht eigentlich schon der ganze Hofmannsthal darin. Er blieb immer derselbe, doch freilich immer wieder auf einer höheren Stufe. Für Wien aber war er nun einmal ein „Artist“, der Wiener weiß nicht, was das eigentlich ist, doch er meint es gehässig. Dabei war gerade Hofmannsthal ein echter Wiener, freilich von der alten, allmählich aussterbenden Art: er war es als Polyglott, und er war es vor allem auch in seiner an einem Dichter fast unverständlichen Scheu vor jedem Pathos, auch dem echten. Schon Grillparzer gestand sich sein Pathos nicht ein, es verrät zuviel. Dichtung ist aber stets Selbstverrat, der Dichter kleidet sich öffentlich aus, er stellt sich nackt auf den Markt. Hofmannsthal empfand das als eine Selbstentweihung, zugleich aber auch gewissermaßen als Buße für das ihm unverdient von oben verliehene Geschenk, für die Gnade.

Hofmannsthals Begabung war ein Verein aller Elemente des Dichters. Er fühlte sich in seiner Jugend gleichsam als ein Diktaphon, er hatte den Segen von Einfällen bloß aufzufangen und abzugeben; ihm selber war es fast unheimlich, ihm wurde bang, die Fülle beherrschen und gestalten zu können. Von allen deutschen Dichtern unserer Zeit kann sich nur George mit ihm an Selbstzucht und Würde messen. Spötter nannten ihn darum einen Epigonen. Er war es auch, dieses Wort im echten Sinne gebraucht und verstanden: er war ein Erbe des Barock. Jacob Bidermann und Jacob Balde sind seine Ahnen. Diese gewaltige Tradition, in der Zeit der sogenannten Aufklärung zunächst verspottet, bald vergessen, nur noch in Grillparzer zuweilen wider seinen Willen in Nachklängen spukend, kehrt in Hofmannsthal wieder. Jacob Balde war ein freudiges Weltkind, voll Anmut und Laune; zarten Wesens, aber launisch und heftig. Lautenspielend steht er einst um Mitternacht vor dem Fenster der Geliebten, da wecken ihn aus dem Kloster der Franziskaner nebenan Psalmen: er horcht auf, zerbricht seine Laute und tritt der Gesellschaft Jesu bei. Dieser gewaltigen Zeit Epigone war Hofmannsthal.

Nörgler verdachten Hofmannsthal auch, daß er sich zum Librettisten für Richard Strauß hergab. Auch darin war er ein Revenant des Barock, wie ja Strauß selber, wenn auch unbewußt, barocker Herkunft ist; er wurzelt künstlerisch in einer Form, deren innerer Gehalt ihm fremd ist. Seiner Musik hört man, besonders an heiteren Stellen, an denen die schwere drückende Luft des irdischen Daseins fast überwunden und in einen künstlerischen Reiz verwandelt ist, deutlich an, daß er unbewußt bekennt, was sein Verstand zu verleugnen meint. Was wir sind, erfahren wir erst drüben, und was wir hier erleben, eröffnet uns auch erst der Tod.

Wien verwöhnt seine Dichter nicht. Sie müssen schon froh sein, wenn man sie duldet. In einem gewissen Sinne hat ja der Wiener darin recht, denn jedes einzelne Werk des Dichters vom ersten Vorgesang bis zum Abgesang ist ja bloß Stückwerk; erst wenn die Stücke sich reihen und ordnen, erst wenn das letzte Lied verklungen ist, eröffnet sich der Sinn des Ganzen.

## ERINNERUNG

von

HANS CAROSSA

Um über eine Erscheinung wie Hofmannsthal etwas wahrhaft Gültiges auszusagen, dazu müßte man sie und ihre ganze Epoche überblicken, und ich maße mir dies nicht an. Gerade Hofmannsthal, der meine Art und meine Grenzen besser kannte als ich selbst, würde mir, wenn seine untrügliche Stimme aus dem Geisterall hinüberdränge, ein solches Unternehmen widerraten. Auszusprechen aber, was er mir als Dichter, als Berater und als Freund gewesen ist (er, dem ich nie von Angesicht zu Angesicht begegnet bin), das wäre wohl auch nur in einem größeren Zusammenhang möglich; der Leser müßte dann auch von meiner eigenen Entwicklung manches vernehmen, müßte vor allem auch erfahren, welche anderen Dichter, Denker und Künstler mir auf meinem Wege weitergeholfen haben, um zu verstehen, was der Verlust gerade dieses einzigen Mannes für mich bedeutet.

Mit ein paar Worten möchte ich es ja gerne zu erklären suchen, inwiefern ich den Tag, an dem zum erstenmal und unvermutet Hofmannsthals Ruf mich erreichte, zu den großen Glückstagen meines Daseins zähle. Wie oft, wenn ich als junger Arzt von Passau aus über die Reichsgrenze hinüber zu Kranken ging, war es mir durch den Sinn gezuckt: der Boden, auf dem du jetzt gehst, ist Österreich, das Land Stifters und Mozarts, das Vaterland des wunderbaren Dichters, der den „Tod des Tizian“, den „Abenteurer und die Sängerin“ und Gedichte von unvergänglicher Schönheit geschaffen hat. Hügel, Wolken und Straße kamen mir dann immer etwas anders vor als hinter den Grenzpfählen, und ohne jemals an eine persönliche Annäherung zu denken, fühlte ich die innigste Verbundenheit. Dies war gewiß ein recht jugendliches Empfinden, aber es blieb stark und beständig, und als das niemals Erwartete schließlich geschah, als ich einmal, nach Mitternacht heimkommend, beim Kerzenlicht einen Brief Hofmannsthals auf meinem Schreibtisch liegen fand, da entnahm ich ihm zwar, daß er auf Richard Dehmels großmütige Empfehlung hin geschrieben war, empfand ihn aber doch wie einen Gegengruß, als hätte mein geistiges Andringen, unterirdisch weiterwirkend, Antwort empfangen.

Dies war vor mehr als zweiundzwanzig Jahren, und wenn die dauernde Verbindung, die damals entstand, nie zu einer Begegnung geführt hat, so